

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

Achtzehnter Jahrgang.



Redakteur: Sam. Rosenthal. Verleger: Fr. Wiesen's Wittwe und S. Rosenthal.

1845.

Pesth und Ofen, Mittwoch, 5. Februar.

11.

Ein Besuch beim Henker.

(Aus den zu Leipzig erscheinenden „Malerischen Wanderungen durch Paris“).



Ich zog leise die Klingel; die Thüre wurde geöffnet und ein großer, starker Mann von etwa dreißig Jahren fragte mich sehr artig, was ich wünsche. „Ich möchte mit Herrn Heinrich Sanson sprechen,“ antwortete ich mit etwas unsicherer Stimme.

— „Treten Sie ein,“ erwiderte mein Führer. Es war ein Gehilfe des Nachrichters. Schon jetzt konnte ich mich überzeugen, wie oft die Welt sich eine ganz falsche Vorstellung von dem macht, was sie nicht kennt. Ob der Cameriere des Papstes stolz ist, weiß ich nicht, daß aber die Gehilfen des Nachrichters von Paris nicht grob sind, davon habe ich mich selbst überzeugt.

Unter andern abergläubischen Meinungen ist auch die allgemein verbreitet, daß der Sohn eines Nachrichters das Amt seines Vaters übernehmen müsse u. daß dasselbe also fortwährend in seiner Familie bleibe. Das ist ein großer Irrthum; den Grund, aus welchem der Sohn gewöhnlich das blutige Erbe des Vaters übernimmt, muß man ganz wo anders suchen. Der Nachrichter lebt abgesondert von der Gesellschaft; seinen einzigen Umgang bilden, nächst seiner Familie, Nachrichtler, und neue Familienbände muß er wiederum unter Nachrichtern suchen. Wer würde ihm seine Tochter zur Frau geben? Wer würde seine Tochter als Schwiegertochter in sein Haus nehmen? Wer öffnet ihm sein Haus? Gleichwohl ist er ein Mensch wie wir und sehnt sich nach Freundschaft, nach Mittheilung. Dann glaube man auch nicht, daß das

Amt des Nachrichters in Paris keine Bewerber finden würde. Als vor zwanzig Jahren der „Herr von Versailles“ starb, ohne Erben zu hinterlassen, bewarben sich hundert und siebenundachtzig Personen um die erledigte Stelle. Die Bewerber waren meist ehemalige Soldaten und namentlich Metzger.

Man führte mich in ein niedriges Zimmer, wo ein Mann am Piano saß, der kaum sechszig Jahre zu zählen schien, ob er gleich siebenzig alt war, und ein offenes, mildes, ruhiges Gesicht hatte; sein hoher Wuchs, sein schöner kahler Kopf und die regelmäßigen Züge seines Gesichts gaben ihm das Aussehen eines Patriarchen. — Er war es. — In demselben Zimmer befand sich sein Sohn — der, welcher jetzt das Amt bekleidet —, ein Mann von etwa achtunddreißig Jahren, mit sanftem, schüchternem Wesen. Neben ihm stand ein Mädchen von fünfzehn oder sechzehn Jahren, das für schön gelten konnte. Dieses Familienbild machte einen tiefen Eindruck auf mich. Sanson schien dies zu bemerken. Ich hatte mir doch eine andere Vorstellung gemacht, wenn ich auch die Vorurtheile der Menge durchaus nicht theilte. Das junge Mädchen namentlich wollte zu den Ansichten gar nicht passen, die ich mitgebracht hatte. Sie glich einem Sonnenbilde bei einem Gewitter, einer Rose auf einem Grabe.

Sanson empfing mich als Mann von Welt, seine Verlegenheit war ohne alle Affectation u. er fragte ganz ruhig nach dem Zweck meines Besuchs. Ich war darauf vorbereitet und sagte ihm, ich sei mit einem Werke über die Strafen zu den verschiedenen Zeiten der französischen Gesetzgebung beschäftigt und rechne auf seine Gefälligkeit, da er mir über Manches würde Auskunft geben können. Der Ton, in welchem er mir antwortete, daß er mir ganz zu Diensten stehe, half mir schnell über alle Verlegenheit hinweg und in dem Gespräche, das ich mit ihm

hatte und das sich über zwei Stunden verlängerte, lernte ich den Mann in vieler Hinsicht schätzen und achten. Sanson verheimlichte sich das Gräßliche seiner Stellung nicht und er ertrug sie, nicht als Mann, der die Folgen derselben verachtete, sondern als Weiser, der seinen Werth fühlte und einsah, daß es uns nicht immer möglich ist, uns über den Stand zu erheben, in welchem wir geboren wurden, daß aber die Gefühle des Herzens und der Verstand uns doch der Welt zuweisen, wenn wir uns auch von derselben abkehren. In Folge dieses Bewußtseins, das ihn in seinen eigenen Augen erhob, vergaß er nie den Abstand zwischen sich und der Gesellschaft, und wenn man denselben einmal aus den Augen verloren hätte, würde Sanson selbst darauf aufmerksam gemacht haben. Ich erhielt bald einen Beweis davon; er hatte oft seine Tabakdose geöffnet, ohne mir eine Priße daraus anzubieten. Dies überraschte mich und ich konnte es mir nicht sogleich erklären. Mit Einemmale, im lebhaften Gespräche, hielt ich ihm, ohne daß ich mir etwas dabei dachte, meine Dose hin. Er zog die Hand zurück, zum Zeichen der Weigerung und mit einem Ausdruck im Gesichte, den ich nicht beschreiben kann und bei dem ich schauderte. Der Unglückliche!... Eine Erinnerung an den vergangenen Tag ließ ihn Blut an seinen Fingern sehen!

Sanson sprach gern, wahrscheinlich weil er viel und mit Nutzen gelesen hatte. Er besaß wirklich eine starke und gewählte Bibliothek, die bei ihm kein bloßer Luxusgegenstand war. Seine Bücher waren seine ganze Gesellschaft; durch dieselben konnte er sich, ohne Hinderniß und ohne Demüthigung, mit den Menschen unterhalten, die sie bilden, Zerstreuung von seinen schrecklichen Pflichten, Trost für die Verachtung, Schlaf für seine Nächte suchen. So bald ich ihn auf die Litteratur gebracht hatte, ließ er sich ganz gehen; der Zwang, den er sich noch auferlegt hatte, schwand vollkommen. Die Art seiner Beschäftigung und die Leute, mit denen sie ihn fortwährend in Verbindung bringt, scheinen jedes Gefühl von Menschlichkeit in ihm ersticken zu müssen; aber sie hatten, wie ich mit Verwunderung bemerkte, im Gegentheil sein Gefühl ganz besonders entwickelt. Derselbe Mann, der mit kaltem Blute auf dem Schaffote stehen und alle Vorbereitungen zu einer Hinrichtung machen konnte, vermochte die Thränen nicht zurückzuhalten, wenn man ihn an irgend eine Hinrichtung erinnerte... Er sprach sich kräftig gegen die Todesstrafe aus und setzte voll Eifer die Mittel auseinander, welche sie wirksam ersetzen würden. Er erzählte mir eine Menge Einzelheiten über die letzten Augenblicke einiger berühmten Opfer. Ich schweige davon

und will nur den Umstand erwähnen, welcher dazu Veranlassung gab, daß das Schaffot gleich nach geschenehr Hinrichtung auseinander genommen und bei Seite gebracht wird, während es sonst mehrere Stunden stehen blieb.

Im J. 1797, nach einer Hinrichtung, hatte sich der Nachrichten mit seinen Gehülften in das erste Stokwerk des Wirthshauses an der Ecke des Greve-Plazes begeben. Sie plauderten da, tranken und lachten vielleicht. Da klopfte man an die Thüre und es erschien ein Mann, ein Handwerksmann, der Sanson bat, er möge ihm doch den Schlüssel zu dem Schlosse geben, durch welches das Fallbeil festgehalten werde. Es war ein Verükenmachergefell ergriffen worden, als er eben unter der Menge, die sich von dem Nichtplatze verlief, eine Uhr gestohlen hatte. Das Volk, das nicht gern langen Prozeß macht, hatte den Schuldigen auf das Schaffot gehoben, auf das Bret gelegt, unter das Beil gerollt, und es wäre um den Unglücklichen geschehen gewesen, hätte man nicht, bisher nur aus Instinkt, das Beil abgeschlossen gehabt. Der Nachrichten, welcher dem Manne selbst die Thüre geöffnet hatte, antwortete auf diese seltsame Zumuthung, Herr Sanson, der den Schlüssel habe, sei fortgegangen und würde unter zwei bis drei Stunden nicht wiederkommen. Das Volk mußte sich fügen; die Menge verlief sich, der Unglückliche aber, den man aus eigener Machtvollkommenheit hatte köpfen wollen, lag noch immer an der grauenhaften Stelle. Endlich befreiete man ihn. Was er gelitten haben mag, ist wohl nicht zu beschreiben.

Weniger aus Neugierde, als um Sanson an den Zweck meines Besuchs zu erinnern, ersuchte ich ihn, mir das Gemach zu zeigen, wo die sonst gebräuchlichen verschiedenen Folterwerkzeuge aufbewahrt wurden. Der Anblick dieses Museums erstarrte mein Blut, weniger durch das, was ich sah, als durch die Erinnerungen, die es weckte. Nur ein Gegenstand in diesem blutigen Konservatorium verdient erwähnt zu werden, das Schwert, mit dem der Marquis von Lally enthauptet wurde, und das man eigends zu diesem Zwecke anfertigen ließ. Man sieht daran eine breite Scharte, denn der Hieb ging fehl und die Schneide traf am Kinnbaken auf einen Zahn.

Als ich den Mann nach einem langen Besuche verließ, hielt ich ihm unbedacht die Hand hin. Er wich einen Schritt zurück und sah mich erstaunt, fast verlegen an. Ich dachte an die Dose und nun erst verstand ich ihn; die Hand, die so oft von dem Verbrechen berührt wird, wagte es nicht, die eines ehrlichen Mannes zu drücken.

Theater - Reminiscenzen aus der Kindheit und Jugend.

Von W. A. Gerle.

Drei Theater in Prag.

Seit geraumer Zeit habe ich es mir ganz abgewöhnt, von meinen Jahren zu sprechen — wozu soll die alte Geschichte? — die aber in der neuesten Zeit sowohl die Leipz. „Theaterzeitung“, als eines der unsterblichen Werke aus dem Meclamischen Verlage, mein Geburtsjahr u. Tag mit diplomatischer Genauigkeit angegeben hat*), so darf ich schon vor aller Welt bekennen, daß meine Kindheit in die Zeit fiel, wo Prag mit 70,000 Einwohnern drei Theater enthielt, während jetzt, bei einer um 45,000 Seelen erhöhten Bevölkerung, schon ein zweites meist leer steht, und die Direktion beträchtliche Anstrengungen machen muß, um das erste ein Mal ganz zu füllen. Denn in der That existirte damals im gräflich Wotstiz'schen Theatergebäude (gegenwärtig das ständische Theater) das ganze Jahr hindurch deutsches Schauspiel und Ballet (im Winter noch italienische Oper), außerdem aber wurden in einer hölzernen Bude auf dem Rossmarkt Poffen u. böhmische Stücke aufgeführt, die sodann in das aufgehobene Hibannergebäude (jetzt die k. k. Hauptmauth) übersiedelten, und den ganzen Sommer hindurch, von der Ofter- bis zur Michaelismesse, gab die kurfürstlich sächsische Hofschauspieler = Gesellschaft ihre sehr besuchten Vorstellungen im gräflich Thun'schen Hause, auf der Kleinfeste (heutzutage das ständische Haus). Freilich waren damals die Schauspielhäuser auch nicht immer überfüllt und insbesondere die Anforderungen der Schauspieler und des Publikums nicht so auf die Spitze gestellt. Die Dichter schrieben noch keine Stücke mit 70—100 Personen, und 10—20 Dekorationen, das Feuer und Wasser in der „Zauberflöte“ bestand aus einer mit blauen Wellen und einer mit rothen Flammen bemalten Portiera. Die erste Liebhaberin des rezitirenden Schauspiels sang zugleich morgen die Partie der Primadonna in „Cosa rara“ und

*) Hätte der „Lebendig-Tobte“ statt des Gräferschen „Konversations - Lexikon“ für das österreichische Kaiserthum“, das Altenburger von Pierer oder das Leipziger „Bilder - Konversations - Lexikon“ zu Rathe gezogen, so würde er eine noch weit stattlichere Jahressumme herausgebracht haben, denn dieses hat jenem nachgeschrieben: „W. A. Gerle, geb. zu Prag 1758.“ — Ich habe auf Verlangen der Redaktion eine Berichtigung eingeschickt. Sie meinten aber wahrscheinlich in Altenburg, ich wolle mich jünger machen, und erhielten mir auch in der zweiten Auflage meine wohlkonditionirten 87 Jahre.

erschien übermorgen als erste Tänzerin; Königin Elisabeth, im „Grafen Effer“, trug einen weißen Rock und ein Rosa - Schleppkleid von Glanzleinand und besonders erlaubten sich die italienischen Sängerinnen die größten Toilette-Lizenzen, und ich sah bei großer Kälte, um das Metall ihrer Kehle zu schonen, das zwar damals weniger Gold und Silber eintrug als heutzutage, sowohl die Königin der Nacht in einem Zobelpelze, als Zerline in einer schwarzen wattirten Saloppe ihre Arie herabgurgeln.

Die Zauberflöte.

Man hat oft und oftmals den Satz aufgestellt, der erste Eindruck sei der einzig bleibende, und Niemand dürfte weniger dazu geeignet sein, dessen Evidenz in Zweifel zu ziehen, als ich, dem dieser oft wiederholte Erfahrungssatz gleich einem Stern durchs Leben leuchtete. Menschen, deren erster Eindruck auf mich nicht wohlthuend war, konnten in der Folge durch manche gute Eigenschaft meine Achtung gewinnen, wie meine Zuneigung, u. so oft ich mein System vom ersten Eindruck bezwingen, ihm als eine Intoleranz, einen Pedantismus mißtrauen wollte, machte es stets am Ende sein volles Recht geltend. Nur in einem Falle hat sich der erste Eindruck, der bei mir ein höchst unfreundlicher, ja ein grauenhafter war, beinahe in den Gegensatz verwandelt. Meine Mutter war eine kluge, umsichtige, ja eine praktische Frau, nur in einem Punkte trug die egoistische Mutterliebe den Sieg über den Verstand davon. Sie liebte nämlich das Theater fast so sehr als mich, den einzigen Sprößling einer glücklichen Ehe; sobald ich daher in jene Jahre getreten war, wo eine sorgsame u. welterfahrene Frau ihr Kind nicht gern mehr den Einflüssen der Domestiken überläßt, versuchte sie es, ihre erste und zweite Liebe in einen Punkt zu konzentriren, ich wurde recht methodisch an das Theater gewöhnt, u. zwar, um zuvörderst die Schaulust des kleinen Weltbürgers in Anspruch zu nehmen, der noch nicht denken gelernt hatte, erwählte man zu meinem ersten Zuschauerdebut die Produktion einer Seiltänzerin im Theater; doch zum Unglück hatte Demoiselle Marianne sich beim Aufsteigen auf das Seil an der Hand geritzt, ich sah ein, zwei, drei Blutstropfen auf das blendend weiße Gewand fallen, und fing ein solches Zetergeschrei an, daß man mich sogleich aus der Loge entfernen mußte. Es ist mir wahrlich nicht mehr recht klar, ob mein Weinen und Heulen hlos aus dem edlen Gefühl der Theilnahme an der Künstlerin entsprang, die ihr Blut für das allgemeine Wohl vergossen hatte; wenn ich mich aber recht prüfe, so kommt mir fast vor, es habe mich eine dunkle Ahnung, als könnte man auch mir ans Leben wollen, so

in Angst versetzt, deren Folge war, daß ich später längere Zeit nicht ins Theater gehen wollte. Mozart war es vorbehalten, meinen Frieden mit der Bühne zu schließen, doch nicht etwa durch den gewaltigen „Don Juan“, der in seiner Flammenglut Himmel u. Hölle vermählt, noch minder durch das charaktervolle Salon- und Genrebild, „Figaro“, sondern es war dieses das Werk der „Zauberflöte“ mit ihren Katakomben und Tempelhallen, Priestern u. Genien, Affen und Löwen, der sternflammenden Königin und dem siebenfachen Sonnenkreis auf Sarastro's breiter Brust; vor allen aber mein Liebling Papageno, der Naturmensch mit den lieblichen Liedern und dem Federgewande, welches mich so sehr interessirte, daß ich meinen ganzen Farbkasten ausleerte, um nur einige Tausend papierene Federn mit allen Nuancen des Regenbogens zu bemalen. Dann mußte ich der Mutter eines meiner Trikot-Beinkleider aus dem Wäschkasten, und fing — da mir dabei Niemand helfen wollte — an, die Federn an die Inerpressibles anzuhängen, zum Unglück aber hatten sie durch die vielen Nächte ihre ganze Elastizität verloren, und ich konnte nicht mehr hinein. Die Vertraute meines wachsenden Theater-Enthusiasmus war eine kleine Gespielin von mir, Nöschen, eine hübsche, geistreiche Brünette, die sogar einmal den Gedanken faßte, wir sollten die Oper selbst aufführen. Sie wollte die Pamina, ich den Papageno singen, eine erwachsene Kouline, Anna, sang uns manchmal die Triolen der Königin vor, was kümmerten wir uns um die fehlenden Kleinigkeiten? — Nöschen, welche eine gute Stimme und ein treffliches musikalisches Gehör hatte, übernahm zuvörderst, mir meine Rolle einzustudiren, u. natürlich begannen wir dies Werk mit dem bekannten Duett: „Bei Männern, welche Liebe fühlen u. s. w.“ Da ich aber, statt den ersten Vers zu intoniren, immer laut zu lachen anfing, erjann das unternehmende Nöschen den Ausweg, daß wir die Thürblende eines Bücherkastens in der Bibliothek meines Vaters öffneten; sie nahm an einer Seite, ich an der andern meinen Platz; nun begann die Lektion, die aber so hoffnungslos ausfiel, daß mir meine niedliche Leserin erklärte, ich habe nur drei Löne in meiner Kehle, und wenn ich diese brauche, könne ich sie nicht finden. Die darauf folgende Prophezeiung, ich würde in meinem Leben nicht im Stande sein, auch nur das: „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht u. s. w.“ menschlich zu singen, ist leider! buchstäblich in Erfüllung gegangen.

Eine Ovid'sche Metamorphose.

Ich habe schon oben erwähnt, daß im Sommer die churfürstlich-sächsischen Hofschauspieler

in Prag Vorstellungen gaben, welche man kurzweg „die Sachsen“ nannte. Diese Sachsen waren die Hauptlieblinge meiner theaterliebenden Mutter, selbst eine Sächsin, und von ihnen sah ich nur nebst Jffland'schen und Koberbuschen Konversationsstücken, die minder interessirten, auch „Hamlet“, „Macbeth“, „die Räuber“ u. s. w., und besonders das erste bildet einen Wendepunkt in der Biographie meiner Kindheit. Mein Vater hatte nämlich den Grundsatz, daß Kinder, welche später anfangen zu lernen, desto schneller Fortschritte machten, daher währte mir das goldene Zeitalter, in dem man noch nichts lernen darf, länger als andern Kindern, und ich hatte eben in wenigen Tagen lesen gelernt, als mein Vater eine Geschäftsreise nach Wien machte, und die Mutter wollte bei seiner Rückreise mit einem Söhnlein überraschen, das auch schon schreiben kann, aber Wolfgang hatte keine große Lust schreiben zu lernen, bis sie mir endlich versprach, wenn ich fleißig wäre, solle ich den Theaterzettel des „Hamlet“ abschreiben. Das wirkte, und bei der Heimkehr fand ihn der Vater nicht sehr schön, aber leserlich u. orthographisch kopirt, was mir große Lobsprüche — nicht etwa Bonbons und Konfituren, denn die waren in unserm Hause kontrebände — eintrug.

Eines Abends im Sommer geschah es, daß ich mit meiner Mutter ins Theater gehend, mitten auf der Brücke von einem Wolkenbruch überrascht wurde, und wir bis auf die Haut durchnäßt zu einer Freundin in der Brückengasse kamen, wo meine Mutter sogleich die nöthigen Gewänder erhielt. Schwieriger wurde die Sache mit mir, denn es war im ganzen Hause von meiner Größe nur ein Mädchen, und um das Theater nicht zu veräumen, mußte ich mich zu dieser Maskerade entschließen, die übrigens (was ich aber laut werden zu lassen weißlich vermied) gerade Wasser auf meine Mühle war. Ich hatte nämlich, wenn mein Vater der Mutter vorlas, öfter Erzählungen gehört, wovon ein Mädchen aus Familienrücksichten als Knabe erzogen worden war, und da die Aufklärung der Mystifikation dann gewöhnlich mit Glanz und Glanz und großen Reichthümern verbunden war, so hatte ich mir schon oft gewünscht, es möchte sich doch auch einmal enthüllen, daß auch ich ein solches als Knabe erzogenes Mädchen sei. (Mir graut davor, wenn ich bedenke, daß ich jetzt noch ein Mädchen sein konnte, und ich danke Gott, daß ich nicht in den Zeiten der Wunder geboren bin, wo die überirdischen Mächte uns gleich mit unsern unvernünftigen Wünschen beim Wort nahmen.) Da aber diese Katastrophe noch immer nicht eintreffen wollte, so machte es mir großen Spaß einmal wenigstens von Außen ein Mädchen zu

sein, der sich noch erhöhte, als ein Knabe, etwas größer als ich, anfang mir die Kour zu machen. Ich hütete mich wohl, ihm den wahren Zusammenhang zu erklären, größtentheils weil ich doch eine Art von Bubenſcham fühlte in weiblicher Kleidung zu erscheinen, und, sonderbar genug, der Wunsch, ein Mädchen zu sein, war mit dieser ersten von Jupiter Pluvius bewirkten Metamorphose auf immer verschwunden. (Beschluß folgt.)

Salamon Heine.

Der kürzlich verstorbene Hamburger Bankier Heine kam als 17-jähriger Jüngling mit drei guten Groschen von Hannover nach Hamburg, und hinterließ nach seinem Tode ein Vermögen von 16 Millionen Mark Banco. — Als vor einigen Jahren in Ottenſen (nahe bei Hamburg) für den Bau eines Schulhauses gesammelt wurde, kam man zuerst zu Donner (ebensfalls einem Millionär, wohnhaft in Altona bei Hamburg), welcher erklärte: man möge zuerst zu Heine gehen, u. was derselbe unterzeichnen würde, würde auch er unterzeichnen. Man begab sich daher zu Heine, u. als dieser die Aeußerung Donner's vernahm, fragte er: wie hoch sich wohl die Kosten zu dem ganzen Bau belaufen würden? Als man ihm eine bedeutende Summe nannte, unterschrieb er die Hälfte des Betrages, und Donner, um sein Wort zu lösen, mußte die andere Hälfte unterzeichnen. So wurde das Schulhaus zu Ottenſen durch die Gaben zweier Unterzeichner erbaut. — Bei einem anderen Bau unterschrieb Donner (der evangelischer Konfession ist) eine ansehnliche Summe mit dem Motto: „aus christlicher Liebe“. Heine, der dies las, unterzeichnete doppelt so viel mit dem Motto: „aus jüdischer Liebe.“ (Briefl. Mittheilung.)

Feuilleton - Umriffe aus Wien.

Von Edmund Scharf.

▽ Strauß bleibt in seinem Genre doch immer eine merkwürdig geniale Erscheinung. Er hat im Laufe der letzten Woche drei neue Kompositionen vom Stapel laufen lassen — die „Haymonskinder-Quadrille“ (arrangirt), die „Mufen-Quadrille“ (ganz Original) und die „Juristen-Ball-Tänze.“ Vor vierzehn Tagen schrieb er die „Odeon-Tänze“ u. noch eh' diese Mittheilung im Drucke der Deffentlichkeit übergeben sein wird, hat bereits sein Benefiz-Ball im Sperl stattgefunden, für welchen er natürlich ebenfalls neue Walzer komponirt. Dabei spielt Strauß selbst fast jede Nacht hindurch auf vier bis fünf Ballen und komponirt Walzer und Quadrillen mit einer Frische und Gra-

zie der Charakteristik, die wirklich bewundernswerth ist. Strauß ist wahrlich ein unerschöpfliches Füllhorn von reizenden pikanten Tanzweisen.

▽ Zu dem dritten Ballfeste im „Odeon“, welches Sonntag am 19. Jan. statt fand, hatten sich ohngefähr 500 Besucher eingefunden — es waren demnach beinahe mehr Kellner als Gäste vorhanden. Dabei eine wahrhaft fiberische Kälte! Gegen Mitternacht wurden, dem Vernehmen nach, mehrere Leute in den Saalwinkeln erfroren gefunden. Drei Paar tanzten nach einem Orchester von sechzig Musikern und unter der Kontrolle von vier Tanzmeistern. Trotzdem daß Herr Fischer, der Unternehmer dem Namen nach, schon für das zweite Ballfest die wünschenswertheften Arrangements zur Bequemlichkeit und für das Komfort des Publikums getroffen hatte, trotzdem daß alle Journale der Hauptstadt bemüht waren, dem an und für sich großartigen Unternehmen das empfehlungsreichste Wort zu reden, schon der zweite Ball war trotzdem Allen nur von 15- bis 16hundert Personen besucht, der letzte Sonntagball aber ein wahres Bild der Trostlosigkeit und des Jammers. Schade um die reichlich-imposante Lokalität, um diese theure Perle, die im Schlamme einer Vorstadt-Winkelgasse liegt, Schade um die Pracht und Eleganz, die hier in Malerei und Alnueblement verschwendet wurde, um wahrscheinlich demnächst Fabriks-Webstühlen oder den Stallknechten zu einer Reitbahn Platz zu machen. Schade um den wirklich großartigen Anlauf zu einer großartigen Idee, das durch eine kleinliche krähwinkelhafte Ausführung im Entstehen vernichtet wurde. Die Lokalität, welche zu der großartigsten in der ganzen Welt gehört, hat durch die Störungen am Eröffnungsabende, den Kredit bei der feineren Wiener Welt eingebüßt! Sie wird zu kämpfen haben, um diesen wieder zu erringen. (Doch waren die letzten Festbälle im „Odeon“, welche bei herabgesetzten Preisen stattfanden, außerordentlich besucht. Es hatten sich jedesmal zwischen vier und sechstausend Besucher eingefunden. Jedemfalls haben die freundlichen Kollegen des Herrn Fischer zu früh triumphirt. Daß der Wiener Metier-Neid Alles aufbot, um der prächtigen Lokalität, wo und wie er konnte, zu schaden, brauche ich wohl nicht zu erwähnen. Man spricht da von Dingen, welche einigen Saal-Konkurrenten des Odeons eben nicht zu großer Ehre gereichen würden.)

▽ Bäuerles Theaterzeitung hat durch die beigegebenen Illustrationen ihren Abonnenten-Kreis um ein Bedeutendes vergrößert. Die Wiener Modezeitschrift, von Gustav Ritter v. Franck redigirt, hat eine frischere, lebendigere Färbung angenommen, die ihr gewiß sehr zu Stat-

ten kommt. Das Anziehendste in Francis Zeit-
schrift bleibt übrigens immer das, was er selbst
schreibt.

▽ Stelzhammer, der gemüthliche Sänger
obberennischer Lieder, lebt in unserer Mitte
und beabsichtigt einen zweiten Band seiner wun-
derlieblichen Dichtungen zu ediren.

▽ Baron v. Klesheims jezt im Druke er-
schienenen „Schwarzblattl aus'm Wiener Wald!“
sind vom Wiener Publikum mit großer Theil-
nahme aufgenommen worden. Besondern An-
klang finden diese eben so zarten als aus dem
Leben gegriffenen Weisen in der bürgerlichen
Gesellschaft Wiens. Die erste Auflage ist bei-
nahe vergriffen!

▽ Herr Kinderfreund, Vorstand eines Mu-
sik-Konservatoriums in Prag, ist in Wien ein-
getroffen und beabsichtigt hier einen Konzert-
Cyklus zu arrangiren, in welchem die Professoren
wie die Cleven seines Instituts mitwirken
werden.

Theater - u. Musik - Zeitung.

* Florenz hat jezt acht Theater u. nament-
lich werden zwei derselben stark besucht, in de-
nen Stentorello sein Wesen treibt. Stentorello
ist nämlich die florentinische Volksmaske, die
immer in der Carnevalszeit Jung u. Alt, Hoch
und Niedrig in die kleinen Theater Borgogni-
santi und Piazza Vecchia loft. Dieser Sten-
torello ist ein lieber Kerl, dem man gut sein
muß u. über den man herzlich lacht. Der Ein-
trittspreis beträgt etwa 2 Silbergroschen. Früher
gab es in Florenz gar ein Theater, bei dem man
nur die Hälfte zahlte. Wir erwähnen dies haupt-
sächlich, um unsere Theater darauf aufmerksam
zu machen, daß es wohl an der Zeit sein dürf-
te, ihre Eintrittspreise herabzusetzen. Wie die
Bücher wohlfeiler geworden sind, deshalb mehr
Käufer finden und immer mehr Leute zum Le-
sen locken, so dürften auch die Theater, wenn
sie ihre Preise herabsetzten, viel zahlreicher be-
sucht werden und, weit entfernt, in ihrer Ein-
nahme einen Ausfall zu erleiden, bessere Ge-
schäfte machen als bisher. Wenn nur eins den
Versuch machen wollte, würde sich die Rich-
tigkeit der Bemerkung sicherlich sofort heraus-
stellen.

* In Straßburg spielt die Dejazet aus Pa-
ris und der Jubel ist sehr groß.

* Sophocles „Antigone“ macht in Covent-
garden Theater zu London fast jeden Abend
ein volles Haus; der Thierbändiger Carter hat-
te dasselbe Glück, die deutschen Antikianer brau-
chen sich also nicht gar zuviel auf diesen Tri-
umph einzubilden. Shakspeare zieht in London
nicht mehr: das ist genügend, um John Bulls
jeztigen Kunstsin zu lernen.

* Gutzkows „Urbild des Tartüffe“ hatte in
Stuttgart rauschenden Beifall gefunden, als
man auch dessen Trauerspiel „Bugatcheff“ gab,
fiel es total durch.

Mignon - Zeitung.

Etwas von Allem. Im Laufe des Jah-
res 1845 sind in Wien 3682 Paare getraut
worden. An Geburten zählte man 18,524 und
gestorben waren 15,454. Unter den letztern be-
fanden sich über 4000 an Lungenkrankheiten
und 1000 am Typhus. Die größte Sterblichkeit
herrschte in den Monaten März, April und
Mai, die alleiu 4500 Todesfälle brachten.

* In Wien wird es in den ersten Häusern
jezt guter Ton, zu Bällen nicht mehr persön-
lich einzuladen: jeder darf erscheinen und ist
willkommen, der im Hause präsentirt war.
Dazu gehören freilich großartige Vorbereitun-
gen, aber grade das reizt, weil es glänzt. Fürst
Paul Esterhazy gab kürzlich einen solchen Ball,
der an Pracht und Reichthum das Denkbare
überbot.

* Englische Blätter berichten, daß am 3.
Sept. um die zehnte Abendstunde Lima, die
Hauptstadt Perus, von zwei ziemlich heftigen
Erdstößen heimgesucht wurde. Beim zweiten
Stoß verließen die meisten Bewohner ihre Häu-
ser und flüchteten sich auf die offenen Plätze.
Zu derselben Zeit fand im Theater eine Vor-
stellung statt, doch gerieth ein großer Theil der
Zuschauer in solche Angst, daß er das Thea-
ter verließ; der Schauspieldirektor jedoch fand
nicht für nöthig, das Stück zu unterbrechen,
er ließ vielmehr die Vorstellung zum Vergnü-
gen derer, die zurückgeblieben waren, fortsetzen.
Glücklicher Weise hat das Erdbeben keinen
Schaden angerichtet.

* Das chinesische Reich ist nach den neue-
sten englischen Angaben 340 Millionen engli-
sche Acres groß und hat 350 Millionen Ein-
wohner.

* Nach dem letzten Wohnungsanzeiger hat
Berlin gegenwärtig 55, sage fünf und fünf-
zig verschiedene Vereine, welche sämmtlich für
sich zu wohlthätigen Zwecken thätig sind und
der Stadtarmenverwaltung natürlich sehr be-
deutende Mittel entziehen.

* Im Jahre 1600 war die Pracht an Gold-
und Silbergeschirren in Spanien so groß, daß
man sich für arm hielt, wenn man nicht un-
gefähr 800 Duzend Teller und 200 Schüsseln
im Hause hatte. Man zählte in mehreren Häu-
fern bis 1200 Duzend Teller, die alle viel
schwerer als die unsrigen waren, und bis auf
1200 Schüsseln. Hingegen betrug die Silber-
münze, die damals im Umlauf war, nicht über
200 Millionen.

Willen und Bonbons.

† Einem läugnenden Diebe wurde die ge= ständige Aussage einer Mitschuldigen vorge= halten. Er behauptete, daß diese todt sei, und blieb hartnäckig dabei. Sie wurde ihm unver= muthet aus dem Gefängnisse vorgestellt. In Eifer sagte er jetzt: „Die Person ist todt, Herr Kriminalrath, glauben Sie ihr nicht, sie ist ihr Knebelang eine arge Schwindlerin gewesen, sie schwindelt auch jetzt wieder.“

† Ein Lehrer, welcher den Unterricht in der Sprache nach Wurts-Becker ertheilte, mühte sich ab, einem Schulknaben den Begriff „den= ken“ begreiflich zu machen. Unter den Fragen kam auch die vor: „Sage mir, was du jetzt denkst?“ Die Antwort blieb aus. „Denkst du dir jetzt etwas?“ Der Knabe wollte mit der Sprache nicht heraus. Der Lehrer ermunterte ihn, frei heraus zu sagen, was er denke. „Ich denke“, sagte der Knabe, „wenn Sie doch aufhierten vom Denken und uns hehm giehn ließen.“ Der Lehrer war ein vernünftiger Mann und erließ den Schülern das Denken über's Denken.

† „Was denkst du nur von Hrn. B.“ fragte Mama ihr 18-jähriges Töchterlein. — „Ich glaube, Mutter, daß ich ihn bei all' seiner Wohlbeleibtheit dennoch durch ein Nadelöhr jagen könnte.“ — „Und wie das?“ — „Weil ich ihn für einen Faden halte.“

† Wo große Eitelkeit und große Klugheit bei einander wohnen, macht jene immer mehr dumme Streiche, als diese wieder gut machen kann.

† In der Jugend glaubt man sehr viel, aber doch sehr wenig des Rechten u. Wahren.

† Der Ursprung des Sprichwortes: „Auf einem großen Fuße leben“, soll sich von Folgendem herleiten. Ehemals schätzte man in Frankreich einen großen Fuß sehr hoch. Im 14. Jahrhundert war ein großer Schuh ein Zeichen des hohen Ranges. Die Schuhe eines Fürsten maßen 2½, die eines Barons 2, und die eines Ritters 1½ Fuß.

† „Lieber Doktor,“ sagte eine Patientin zu ihrem Arzte, den sie eiligst hatte rufen lassen, „helfen Sie schnell, ich habe eine lebendige Maus verschluckt.“ — Ungläubig sah der Arzt sie an, und wußte nicht, ob er seinen Ohren trauen sollte. — „Ja, ja,“ fuhr die Dame sehr ernsthaft fort, „es ist wie ich Ihnen sage. Ich schlief, und leider mit offenem Munde, da ist mir die Maus in die Kehle hinabgelaufen und nun fühle ich, wie sie im Magen nagt, um wieder herauszukommen.“ — „Ja, wenn das ist,“ sagte der Arzt jetzt ganz ernsthaft, „so müssen Sie eiligst eine Kaze verschlucken, damit diese die Maus frißt.“

Lokal-Beitrag.

Theater.

Nationaltheater. Donnerstag, den 6. d. M. kommt die von der Kisfaludy-Gesellschaft veranstaltete Vorstellung: „Kisfaludy ünnepelely“ zur Aufführung.

— Das Benefiz des Schauspielers Hrn. Gabriell Egressy findet Samstag, den 8. d. statt. Er wählte den ersten Theil von Shakespeares Tragödie; „Heinrich IV.“, ins Ungarische übersezt von Paul Matiff.

Deutsches Theater. Auch heuer, wie seit zwei Jahren, gab es am Faschingdienstag eine Vormittags-Vorstellung im deutschen Theater. Diesmal kam der alte dreißigjährige A. B. C. Schütz, nach einer neuen Bearbeitung von Hopp, zur Aufführung. — Das Stück gehört von jeher dem Fasching an; hat alte Dummheiten mit einigen neuen vermehrt und unterhielt auch jetzt noch das lachlustige Publikum. Gespielt wurde dem Stücke angemessen, d. h. recht drollig. Vorzüglich waren es die H. Kott, Gäde und Donna, und Madame Klimmetsch, die durchaus erheiterten. Das Haus war in den meisten Theilen sehr gut besucht.

— Wie wir hören, wird der äußere Schauplatz des deutschen Theaters demnächst auf eine vollständige Weise renovirt werden. Die löbliche Verschönerungs-Kommission läßt Bänke und Podium auf allen Plätzen neu herstellen und Hr. Direktor Forst den Saal auf seine Kosten auf das Geschmackvollste dekoriren. Letztere Arbeit dürfte wenigstens noch während der nächsten Charwoche vollendet werden.

— Hr. Direktor Forst ward gestern von seiner Reise zurück erwartet.

Dfner Theater. Auch hier wurde das treffliche Lustspiel: „Er muß auf's Land“ gegeben und mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Die Aufführung war größtentheils sehr gelungen zu nennen. Vorzüglich war es Mad. Huber, die eben so ausgezeichnet spielte, als durch eine äußerst geschmackvolle Toilette überraschte. Auch die andern Damen, nämlich: Dem. Horn, Mad. Zöllner und Madame Grambach, ferner die H. Fröhlich und Schritt spielten löblich.

Lokalnotizen.

(Concordia.) Der Abend des 31. Jan. gehört zu den interessantesten dieses gefelligen Vereins. Hr. Direktor Doleczalek erschien seit seiner Rückkehr aus Wien wieder zum ersten Male in unserm Kreise und sprach die Grüße der „Wiener Concordia“ an ihre Schwester in Pesth, in den herzlichsten Worten aus. (Hr. Doleczalek ward von ersterer zum Ehrenmitglied ernannt.) Hierauf las der Präses der literarischen Sektion, Hr. Graf Joh. N. Mailath, drei Szenen aus seinem Drama: „die Zwillingsschwester“ vor, und elektrisirte damit die ganze Versammlung. Man kann zwar von drei einzelnen Szenen nicht auf ein ganzes Drama schließen, aber das, was wir hörten, können wir nur meisterlich nennen; die Diktion ist edel, bilber- und blumenreich, ohne schwulstig u. spizfinbig zu sein und in den handelnden Personen ist eine treffende Charakteristik ausgeprägt. Die entzückten Zuhörer sprachen

hen laut ihren Beifall aus. Jedenfalls sind wir auf das Drama sehr gespannt, und wir sehen seinem Erscheinen mit Ungeduld entgegen. — Nach hörten wir ein Lied, Text von Theodor Baboby, Komposition von Kern, gut vorgetragen von Hrn. Löwinger. Hr. Baboby las wieder drei neue Gedichte, wovon das geistreiche: „Wir Drei“ allgemein da capo verlangt wurde. Hierauf hörten wir einen schönen Männerchor von der Komposition des Hrn. Lang, und am Schlusse las Hr. Maler Raab das gedruckte Caspelli'sche Gedicht auf Bauernfelds Geburtstag, das wir der Mittheilung des Hrn. Dolczalek verdanken. C. M. B.

(Joseph Joachim.) Unser vierzehnjährige Landsmann, Joseph Joachim, dieser vortreffliche Violinvirtuose, der, wie wir aus diesen und andern Blättern wissen, voriges Jahr in London so außerordentliche Sensation erregte, daß ihm daselbst die hohe Ehre zu Theil wurde, sich vor dem Hofe, dem Kaiser von Rußland, dem Könige von Sachsen u. s. w. hören zu lassen, trifft in Kurzem aus Leipzig hier ein. Leider aber dürfte das größere Publikum schwerlich Gelegenheit haben, ihn öffentlich bewundern zu können, es sei denn vielleicht, daß er aufgefordert werden sollte, für einen wohlthätigen oder gemeinnützigen Zweck zu spielen. Joachim verweilt nur einige Tage hier und begibt sich dann auf längere Zeit nach Paris. M.

— Von Baron Joseph Götvös trefflichem Roman: „der Karthäuser“, von dem so eben im Originale eine dritte Auflage vorbereitet wird, soll binnen Kurzem zu Paris eine französische Uebersetzung in einer illustrierten Prachtausgabe erscheinen. Als Uebersetzer wird Hr. Chevalier de Bee, der sich gegenwärtig hier aufhält, genannt. C. M. B.

(Gasbeleuchtung.) Dem Vernehmen nach ist die Breslauer-Gasbeleuchtungs-Gesellschaft, die so eben mit der Stadt Prag einen Vertrag zur Beleuchtung dieser Stadt mit Gas geschlossen (s. unsere heutige Korrespondenz aus Prag), auch mit unserer Stadt Pesth zu gleichem Zwecke in Unterhandlung getreten. Möge diese zum Ziele führen! (Neue Malerei.) Wir machen unsere geehrten Leser auf zwei junge vaterländische Maler, Brüder Serh aus Kaschau aufmerksam, welche, nach ihrer eigenen Erfindung, Portraits mit Hilfe einer mathematischen Rahme, verfertigen. — Die Portraits erhalten dadurch die größtmögliche Ähnlichkeit u. werden auch von ihnen mit ungewöhnlicher Schnelligkeit ausgeführt. Die Künstler wohnen zu Ofen, Wienerthorgasse, Nr. 171. — g.

— Letzten Montag, Vormittags, herrschte hier solch ein dichter Nebel, daß man keine sechs Schritt weit um sich sehen konnte. Die Dampfschiffe mußten ihre Fahrten zwischen beiden Städten deshalb einstellen.

— Seit Freitag verfährt die „Buda“ den Dienst zwischen Pesth und Ofen, während die „Hermine“ zwischen Pesth u. Altofen fährt. Die „Buda“ macht die Fahrt zwischen Pesth u. Ofen, inklusive des Anlandens, in kaum fünf Minuten. (Bei dem gestrigen Sturmwind leistete dies Boot wesentliche Dienste.)

— (Eingefandt.) Dem Entgegenkommen der Dampfschiffahrtsgesellschaft eine Kommunikation

zwischen den Nachbarstädten mittelst Dampfsboot herzustellen, ist gewiß Jeder in Publikum Dank verpflichtet. Schade, daß gerade die Nächsththeiligten an diesem Verkehr öffentlich über diese neue Einrichtung Olfossen machen. Sollte etwa die Ruhe dieser so stark angegriffenen Betheiligten allzu schnell unterbrochen und gestört worden sein?

Karnevalzeitung.

Am Faschingsonntag fand, wie alljährlich, in den Redoutensälen ein glänzendes Maskenfest, unter dem Titel: „Der Karneval in Venedig“ statt. Es war dies seit dem Bestehen der Redoute das neunte Fest dieses Namens und übte auch diesmal seine gewohnte Zugkraft aus; doch schien es heuer, als wenn sich die Tänzer etwas freier hätten bewegen können. An Masken war kein Mangel, da gab es Dominos von allen Farben und Schnitten, Fledermäuse, die verschiedensten Nationaltrachten, nur kein Türke war zu schauen; doch die meisten gehörten unter keine dieser Kategorien, waren folglich Fantasie- — oder besser gesagt fantastische Masken. Indeß, was die Hauptsache ist, Geist und Liebenswürdigkeit verriethen fast alle mehr oder weniger; so zeichneten sich vier Damen mit rothen Ueberwürfen, schwarzen Baretts und weißen Federn, sowohl durch Geschmak in ihrer Toilette, als auch durch Lieblichkeit ihrer Konversation aus, weshalb sie auch stets von Neugierigen umringt waren. Auch an pikanten Duiquoqs fehlte es nicht. So wurde ein junger Künstler von einer Maske mit den Worten angesprochen: „Wann wirst Du denn meinem Mann die zehn Gulden für das Paar Vorschub und das Paar Doppeln zahlen?“ — Uebrigens hätte das auch mehreren Nichtkünstlern passieren können. Schließlich wünschten wir sehr, daß gewisse Herren, die sich doch sonst zur bessern Gesellschaft zählten, nicht in auffallenden Nichtballkröten, erscheinen möchten an einem Orte, an welchem doch die ganze Gesellschaft bestmöglichst ballmäßig gekleidet ist. — n —

An unsere verehrlichen Abonnenten. Da trotz der von uns auf's Sorgfältigste eingeleitete Expedition es sich doch zuweilen trifft, daß die Blätter nicht ordentlich an ihrem Bestimmungsorte ankommen, so ersuchen wir unsere geehrten Abonnenten, falls sie ein Blatt gar nicht oder mangelhaft erhalten sollen, es uns ungesäumt in frankirten Briefen gefälligst anzuzeigen, worauf wir sogleich Ersatz leisten werden. Allzu verspätete Reklamationen können nicht mit Gewißheit beachtet werden und unfrankirte Briefe werden nicht angenommen. Expedition des Spiegels.

Beilagen: „Handlungszeitung“ Nr. 10. und „der Schmetterling“ Nro. 3.

Halbjähriger Preis 4 fl., postfrei 5 fl. — Prachtausgabe 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M. — Man pränumeriert im Redaktionsbureau zu Ofen (Fischerstadt, Nro. 77, nächst der Schiffbrücke), in den Kunsthandlungen der H. S. C. Miller, J. Wagner u. Treichlinger, und in J. G. Weissenbergs Papierhandl. (Servittemplatz) in Pesth, u. bei allen k. k. Postämtern.

Ofen, gedruckt in der königl. ungar. Universitäts-Druckerei.